

A black and white portrait of Stefan George, a man with wavy hair, wearing a dark suit and tie, looking slightly to the right. The image is the background for the book cover.

BIOGRAPHIE

Jürgen Egyptien

# Stefan George

Dichter und Prophet

**THEISS**



Jürgen Egyptien

# Stefan George

Dichter und Prophet

**THEISS**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.

© 2018 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Layout, Satz und Prepress: schreiberVIS, Seeheim  
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-8062-3653-8

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:  
eBook (PDF): ISBN 978-3-8062-3654-5  
eBook (epub): ISBN 978-3-8062-3655-2

# Inhaltsverzeichnis

Prolog .....	8
--------------	---

## I Die schöne Kunst

Kindheit und Jugend: Die Erfindung von Kunstsprachen .....	14
Erste Werke: <i>Die Fibel und Rosen und Disteln</i> .....	23
Reisen durch Europa I: London und der ‚mappe‘-Plan .....	30
Reisen durch Europa II: Paris und die Begegnung mit dem Symbolismus .....	35
Reisen durch Europa III: Spanien – das seelenverwandte Land .....	49
Die <i>Hymnen</i> und der erste ‚Paladin‘ Carl August Klein .....	55
Im Bann des Ästhetizismus .....	62
Freundschaft mit Waclaw Rolicz-Lieder und Werbung um den ‚zwillingsbruder‘ Hofmannsthal .....	76
Kunst versus Leben .....	89
Ida Coblenz, die erste Georgeanerin .....	97
Die <i>Blätter für die Kunst</i> und ihr ‚schwieriger‘ Beiträger Hofmannsthal .....	105
Freundschaft mit Karl Wolfskehl und neuer Streit mit Hofmannsthal .....	117
München: Treffpunkt Café Luitpold .....	124
Der erste tote Dichterfreund: Richard Perls .....	133
‚Rundschau‘-Plan und Freundschaft mit Albert Verwey .....	140
Werkgemeinschaft mit Melchior Lechter .....	150
Lesungen im Berliner Salon Lepsius .....	156
Öffentliche Stimmen über ‚private‘ Dichtung .....	165
Berlin-Impressionen .....	173

## II Das schöne Leben

München und das Schwabinger Milieu .....	178
Der <i>Teppich des Lebens</i> : Botschaft des schönen Lebens in monumentalem Gewand .....	184
Friedrich Gundolf, der erste ‚Jünger‘ .....	194
Franziska zu Reventlow als Cicerone durch Wahnmoching .....	203
Kosmische Runde und ‚Schwabinger Krach‘ .....	213

Hofmannsthal – das deprimierende Ende endloser Missverständnisse .....	231
Maximilian Kronbergers Leben und Sterben .....	242
Das <i>Maximin</i> -Gedenkbuch und seine Beiträge .....	250
Die Verwandlung Maximilian Kronbergers in Maximin, den Gott der Jugend .....	258
Neue Freunde: Robert Boehringer und Ernst Morwitz .....	266
Kugelzimmer und ‚Pankower Kreis‘: Neue Räume und neue Töne ...	274

### III Der schöne Staat

Kulturkritik und Utopie im <i>Jahrbuch für die geistige Bewegung</i> .....	280
Leitsterne: Platon, Hölderlin, Dante .....	297
Heidelberg: Kontroverse mit Max Weber und Entdeckung von Percy Goethein .....	308
Stift Neuburg und <i>Der Stern des Bundes</i> : Okkultismus und Esoterik am Vorabend des Ersten Weltkriegs .....	327
Die Gewalt der Liebe: Ernst Glöckner und Edith Landmann .....	337
Der George-Kreis im Kriegseinsatz .....	348
„nur viele untergänge ohne würde“ – Georges <i>Der Krieg</i> .....	354
Lauter Suizide .....	360
Neustart 1919: Das ‚Seelenfest‘ und seine Teilnehmer .....	371
Die Verstoßung von Friedrich Gundolf .....	381
Die ‚Gestaltbücher‘ und ihre Verfasser .....	385
Neue Begleiter in leidvoller Zeit: Max Kommerell und Johann Anton .....	393
Prophetie des <i>Neuen Reichs</i> und innere Konflikte .....	403
Der überforderte ‚Meister‘: Politik, Nationalsozialismus und Juden .....	415
Opportunismus und Haltung: Kurt Hildebrandt und Ernst Kantorowicz .....	427
Minusio: Mit der ‚Zuckernen‘ unter einem Dach .....	434
Epilog .....	441
Nachbemerkung .....	443
Endnoten .....	445
Siglenverzeichnis .....	461
Ausgewählte Literatur .....	463
Index .....	464

*Erstens bin ich kein Mensch*

Stefan George

*Wenn die Zeitgenossen berichteten, um Napoleons  
Haupt habe eine Glorie gestrahlt und sein Blick habe  
die Körper entflammt wie ein Blitz, so sei das zwar ‚un-  
haltbar‘, aber immer noch unvergleichbar viel wahrer,  
als wenn die Historiker behaupteten, er sei ein Mensch  
gewesen wie sie selbst.*

Stefan George

## Prolog: „Neugestaltet umgeboren“

Stefan George war zweifellos ein Mensch. Ebenso zweifellos war Stefan George ein ganz besonderer Mensch. Er war ein Mensch mit einer einmaligen charismatischen Ausstrahlung, die von nicht wenigen als so bezaubernd empfunden wurde, dass die Begegnung mit ihm in ihrem Leben als Augenblick einer existenziellen Neugeburt Epoche machte.

In zahlreichen Briefen und Erinnerungsschriften haben diese Augenblicke der Wandlung eine Spur hinterlassen. Sie lesen sich wie Dokumente eines quasi religiösen Initiationserlebnisses. Ich lasse hier einige Beispiele chronologisch folgen. Manche wurden unmittelbar nach der Begegnung niedergeschrieben, andere aus fernem Rückblick. Sie stammen von Männern und Frauen, die dem George-Kreis angehörten oder ihm nahestanden. Auf die meisten werde ich noch zurückkommen.

**Carl August Klein** (Berlin, Oktober 1889): „In dem schmucklosen Hörsaal der Universität, da wo der Romanist Adolf Tobler las, trafen sich unsere Blicke, und sofort spannen sich zarte Fäden herüber und hinüber. [...] Als Stefan George in jenem Hörsaal auf den unfertigen Studenten zutrat, legte dieser zaghaft und beklommen die Hand in die dargebotene Rechte. Nur eine Minute währte die Befangenheit. Ein Etwas, von dem ich mir noch nicht Rechenschaft zu geben wusste, quoll langsam in mir auf, weitete sich rätselhaft, hob sich jach empor und gestaltete sich zu wortloser Seligkeit. In anbetender Bewunderung verharrte ich, gebannt von der Macht eines Blickes, der aus nie geschauten Zonen von einem fernen schönen Sterne zu kommen schien. Ich stand vor *ihm*, dem die freigebige Gunst würdiger Wanderjahre edelsten Gehalt, vollste Reife verliehen hatte. Der Ring war geschlossen. [...] Ich gestehe es ohne Scheu und Rückhalt: Eine seltsame Wandlung ging in mir vor. Auf dämmerte die Geburtsstunde meiner Erweckung, der Befreiung aus den umklammernden Fesseln. Sie war da, die Stunde, der ich in dumpfer Unbewusstheit bang entgegengefiebert hatte. Mit freudigem Unge-stüm streifte ich die Schalen lockeren und tollen Studententumes ab. Es war der Augenblick, in dem ich die Weihe empfang, die Weihe, die meinem ganzen Leben Form und Inhalt gab, die Richtung wies, [...] denn vor mir stand, obschon jünger als ich, der, dessen Anspruch unbedingte Führung war. Und in mir wurde das Beste entbunden, das in einem Menschen schlummert, die hingebende stumme Treue, die nicht nach eigenem Wohlergehen fragt.“

(CAK 11 – 15)

**Sabine Lepsius** (Berlin, Herbst 1896): „Als ich in mein Wohnzimmer trat, stand er schon dort: nie werde ich diesen ersten Eindruck vergessen, ich wusste sofort, dass ich einer überragenden, machtvollen Persönlichkeit gegenüberstand. [...] Seine Blicke fern und doch auch liebenswürdig. Seine Sprache ohne laut zu sein von markiger Wucht. [...] Sein Lachen, das sichere Erkennungszeichen für den Menschen, war sieghaft gewinnend und vom Schütteln der Mähne begleitet. [...] Als der Besuch mich wieder verlassen hatte, stand ich so sehr unter dem Eindruck der Größe dieser Persönlichkeit, dass ich beschloss, mein Kind, das ich unter dem Herzen trug, Stefan zu nennen.“ (SL 12–14)

**Arthur Salz** (München, Februar 1902): „Furchtsam und doch voll Sehnsucht ging ich gestern zu Wolfskehl, ich errieth Ihre Andeutung und ich hatte Glück und als ein Gesegneter ging ich heim. – Ist es nötig, dass ich Ihnen meinen Eindruck schildere, vermöchte ich überhaupt zu sagen, welche heiligen Schauer mich in jenen Augenblicken durchzogen. Genug es einmal erlebt zu haben. – [...] Zur Einheit und Einzigkeit des Werks der einheitliche und einzige Mensch. Was man sonst vom Göttlichen sagt: Wollen und Sein, hier ists eins, wir haben ein Spiegelbild dessen, was wir uns im transzendenten als das Höchste denken. Alles und jedes gewinnt Bedeutung: Haltung, Wort, Ausdruck, Kleidung.<sup>1</sup>

**Berthold Vallentin** (Berlin, Dezember 1902): „Ich bin heute bei Breysig mit Stefan George zusammengetroffen. [...] Es ist das – als Augenblickliches – Krönung langer Wünsche und so schnelle und unvermutete Krönung, dass mir diese Krone fast zu schwer wird. Langer Traum ist jäh erfüllt. Ich war in der Gegenwart dieses herrlichen Menschen glücklich. Sein Blick, zumal wenn er lächelt, schreitet leicht und königlich und hält den deinen mit einer freigebigen Leutseligkeit fest. Er gibt von seinen innern Gnaden an dich. Und du wächst an ihm. Dies ist die Hoffnung für die Zukunft.“ (BV 16f.)

**Ludwig Thormaehlen** (Berlin, Februar 1909): „Auf mich hat Stefan George eine ungewöhnliche Wirkung ausgeübt. Nicht nur, dass ich die ganze Woche nichts anderes getan habe, als Verse zu lesen und von ihm zu schreiben, ich fühle mich verändert, was sich selbst im Körperlichen auswirkt. Ohne dass er die Hände mir auflegte und sprach: ‚Böser Geist, ich gebiete dir, fahre von ihm‘, ist er aus mir gewichen. Mit dem 1. Februar 1909 ist ein Strich gemacht und gesagt: so, das ist die Abrechnung. Mit dem, was hinter mir liegt, habe oder will ich nichts mehr zu tun haben. [...] [I]ch [hatte] bei der ersten Begegnung mit dem Dichter den Eindruck einer gewaltigen, dämonischen, erd-

und weltumwälzenden Naturkraft, die mit aller Leidenschaft sich der Zeit und dem Geschichtsgang in die Räder werfen will, sie in andere, neue Bahnen zu reißen.“ (LT 18–29)

**Ernst Robert Curtius** (Heidelberg, 30.5.1910) „Meister! Das Erlebnis des wunderbaren Abends durchzittert mich noch, und treibt mich, Ihnen aus tiefbewegtem Herzen zu danken. Sie wissen alles, ich kann Ihnen nichts sagen, das Sie nicht wüssten. Aber das kann mich nicht hindern, Ihnen zu sagen, dass jene Stunden für mich geweihte Stunden gewesen sind, die Frucht bringen werden. Dass Ihre Worte blitzartig weite dämmerige Strecken meiner geistigen Welt erhellt haben, dass sie mir auf allen berührten Gebieten eine zwingende, überzeugende Orientierung meines Denkens und Wollens gegeben haben, – das war eine Erfahrung, tief beglückend und bereichernd. Und doch habe ich noch gewaltigeres, noch erschütternderes in diesen Stunden erlebt: eine menschliche Wucht jenseits von allem Gesagten, eine seelische Macht, vor der ich mich in tiefer Demut beuge. Hier gibt es kein Bewundern, kein Danken mehr, nur noch Hingabe und Verehrung.“<sup>2</sup>

**Edith Landmann** (Basel, Januar 1913): „Eine neue Welt trat mit ihm in Erscheinung. Er war der schönste Mensch, den ich je gesehen, vielmehr, wie schön ein Mensch sein könne, wurde mir durch seine Erscheinung erst bewusst. Im ersten Augenblick, als er eintrat, sah er, noch nicht 45 Jahre alt, überraschend fahl und alt aus, überraschend wohl deshalb, weil Bewegung, Haltung, Züge, alles viel jünger war als Haar- und Gesichtsfarbe. Er sah aus, als wäre ein Reif über ihn hingegangen, der ihn einmal gebleicht habe, und wie einer mit einer Kugel im Leibe weiterlebt, so habe er darüber weg sein altes junges Leben weiter gelebt. Womöglich eindringlicher noch als die festen Formen des Kopfes wirkten die feinen Muskeln unter der Haut und die ungemaine Beweglichkeit der Züge. Im Gespräch spielten hundert zuckende Lichter über sie hin, und jedes Wort hatte im Spiel dieser feinsten Züge seine Resonanz, seine Ober- und Untertöne. Diese Sensibilität wirkte in einziger Weise zusammen mit dem Eindruck des durchaus Harten und Starken. Die Gestalt ist groß, schlank, aber in den Schultern breit und gedrunken. Der dominierende Eindruck war der von Leidenschaft, aber nicht so sehr, dass die Natur, sondern dass auch der einheitliche zusammenfassende Wille diese Leidenschaft hat. Senkte er im Nachdenken die Augenlider, so konnte sein Antlitz aussehen wie ein lebendes Golgatha. [...] Warum soll ich mich heute scheuen zu wiederholen, was ich, nachdem ich George gesehen, [...] schrieb: dass ich im Anblick Georges erfahren habe, was das ist, das Göttliche.“ (EL 18)

**Edgar Salin** (Heidelberg, Frühling 1913): „An einem heissen Frühlingsmittag des Jahres 1913 ging ein junger Student durch die Hauptstrasse der Stadt Heidelberg. Er hatte eben das Brunnngässlein gekreuzt und beachtete, wie der gewohnte Strom der Gänger [...] erschöpft durch die noch ungewohnte Hitze träg über das glühende Pflaster kroch. Als mit einem Mal die Müden sich zu raffen schienen: federnden Ganges, leichten Schrittes kam ein Einzelner des Weges, – alle wichen zur Seite, auf dass nichts seinen Gang hemme, und wie schwebend, wie beflügelt bog er um die Ecke, zum Wredeplatz hin. Der Betrachter stand erstarrt, auf den Fleck gebannt. Ein Hauch einer höheren Welt hatte ihn gestreift. Er wusste nicht mehr, was geschehen war, kaum wo er sich befand. War es ein Mensch gewesen, der durch die Menge schritt? Aber er unterschied sich von allen Menschen, die er durchwanderte, durch eine ungewusste Hoheit und durch eine spielende Kraft, so dass neben ihm alle Gänger wie blasse Larven, wie seellose Schemen wirkten. War es ein Gott, der das Gewühl zerteilt hatte und leichtfüssig zu andern Gestalten enteilt war? Aber er hatte Menschenkleidung getragen, wenn auch besondere: eine dünne gelbe Seidenjacke wehte um den schlanken Körper; ein grosser Hut sass seltsam leicht und fremd auf seinem Kopf und dichtes braunes Haar quoll darunter hervor. Und in der Hand wirbelte ein kleiner, dünner Stock, – war es der Stab des Merkur, war es eine menschliche Gerte? Und das Antlitz? Der Betrachter entsann sich nur undeutlich der einzelnen Züge; gemeisselt waren sie, und die Blässe der Wangen trug dazu bei, den Eindruck des Fremden, Statuenhaften, Göttlichen zu wecken. Und die Augen? Plötzlich wusste der Betrachter: es war ein Strahl dieser Augen, der ihn gebannt hatte, schnell wie ein Blitz war ein Blick zu ihm herüber geflogen, hatte ihn ins Innerste durchdrungen und war mit einem leichten flüchtigen Lächeln weitergewandert. Und nun stieg das Wissen auf: war es ein Mensch, dann – Stefan George.“ (ES 11f.)

**Kurt Singer** (Heidelberg, April 1916): „Darf ich, nach so viel Güte, mit der Sie mich stammelnden und verwirrten helfend angehört haben, bitten auch noch ein wort grenzenloser dankbarkeit sagen zu dürfen? Es ist aus seligkeit und qual gemischt – qual, nicht haben sagen zu können was mich zu Ihnen trieb, was mich von tag zu tag tiefer an Sie bindet, und wofür mir noch kein lösendes wort gegeben ist. Ich habe vom dienst gesprochen und davon, dass ich meine kräfte von Ihnen zu leben nehmen will. Das aber war es nicht allein. Es war die gewissheit dass mein wesen nur in Ihrer Lehre alle mitgeführten krusten und alles von außen bedingte abstossen und zu reiner gestalt und tat kommen kann. Es war der an Ihrem Werk entzündete glaube

dass ich nur durch Sie die fülle des Zweiten Lebens und der Zweiten Form finden werde. Die Versenkung in Ihr bisher offenbartes Werk glaube ich so weit getrieben zu haben wie es einem menschen möglich ist, der nicht der weihen teilhaftig ist, auf die Ihr Wort hinweist. Im Schauer Ihrer Gegenwart glaube ich einen weiteren teil der Lehre empfangen zu haben. Denn ich darf sagen, dass ich die zu menschlicher Gestalt in Einem gesammelten Kräfte der Allgegenwart geschaut habe und in mir fortwirken fühle: als beseligung durch Ihre magische gegenwart und als pein des stachels. Ich wünschte Ihnen mit meinem ganzen Sein für dieses glück und für diesen stachel danken zu können, der mich Ihren künftigen Segnungen entgegentreibt. Ich will Sie nicht lassen, Herr.“<sup>3</sup>

**Frank Mehnert** (München, 1925): „Und als du dann vor ihm standest, glücklicher, und als die wirklichkeit in ihrer einfachheit und hoheit noch zwingender war als es der traum gezeigt hatte [...], da fragtest du nicht mehr, seele, sondern du zittertest, denn du wusstest nun, dass alles seiende göttlich ist [und] du wusstest, wofür du leben wirst.“<sup>4</sup>

Es wäre eine Aufgabe für sich, eine Typologie der Beschreibungsmuster für die verwandelnde Kraft von Georges Charisma aus diesen Textpassagen zu destillieren. Die Zeugnisse dienen hier zunächst zur Illustration von Georges charismatischer Wirkung und mögen einen ersten Eindruck von der Stärke seiner Persönlichkeit vermitteln. Wer war dieser Mensch, der eine derartige körperlich und geistig bezwingende Präsenz besaß?

I

DIE  
SCHÖNE KUNST

## Kindheit und Jugend: Die Erfindung von Kunstsprachen

Robert Boehringer hat in sein Erinnerungswerk *Mein Bild von Stefan George* eine Ahnentafel aufgenommen, die die Familiengeschichte bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgt. Wenn man die angeführten Berufsbezeichnungen durchgeht, stellt man fest, dass fast alle im Bereich der Landwirtschaft und da speziell im Weinbau und im Müllerhandwerk tätig waren. Die Familie George stammte ursprünglich aus dem deutschsprachigen Ort Rupeldingen in Oberlothringen, die Familie Schmitt, der Stefan Georges Mutter angehörte, war aus dem Nahegebiet.

Der Urgroßonkel Johann Baptist George wanderte zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach Büdesheim, heute ein Ortsteil von Bingen, aus und erwarb dort Grundbesitz. Da er selbst keine Kinder hatte, ließ er die Söhne seines Bruders nach Büdesheim nachkommen. Einer hieß Etienne (eigentlich Stephan) George, der Weingutsbesitzer wurde und es bis zum Bürgermeister und zum hessischen Landtagsabgeordneten brachte; der andere war Anton George, ebenfalls Weinhändler. Er ist der Großvater des Dichters Stefan George. Anton George nannte seinen einzigen Sohn ebenfalls Stephan George.

Dieser Stephan George war Weinhändler und Gastwirt. Er soll ein heiteres Gemüt gehabt haben, wahrte den Besitz ohne den Ehrgeiz, ihn zu mehren. Gegenüber seinem Sohn Stefan verhielt er sich großzügig. Er unterstützte ihn finanziell und übte keinerlei Druck auf ihn aus. George äußerte einmal: „Sein Vater hätte ‚Ja‘ zu seinem absonderlichen, außergewöhnlichen Leben gesagt, weil er so ungeheuer sparsam gewesen wäre; davor hätte der Vater Respekt gehabt und hätte ihn gewähren lassen.“ (EG 76) Stephan George heiratete am 22. Mai 1865 Eva Schmitt. Beide Eheleute stammten aus katholischen Familien.

Die Mutter wird als eine arbeitsame, eher verschlossene Frau geschildert. Sie war fromm und mied selbst den Kindern gegenüber körperlichen Kontakt. Das Paar hatte drei Kinder. Genau neun Monate nach der Hochzeit wurde ihnen die Tochter Anna Maria Ottilie geboren. Am 12. Juli 1868 folgte als zweites Kind Stefan Anton George, der den Rufnamen Etienne erhielt. Etwa zweieinhalb Jahre später kam noch der jüngere Bruder Friedrich Johann Baptist hinzu. Alle drei Geschwister blieben unverheiratet und kinderlos, so dass die Familie George mit dieser Generation ausstarb. Von Stefan George ist ein Kinderfoto bekannt. (Abb. 1) Es zeigt ihn im Alter von etwa drei Jahren.

Das Foto ist von dem bedeutenden Fotografie-Atelier Hilsdorf in Bingen angefertigt worden. Um die Haltung des linken Arms zu ermöglichen, hat man den Knaben auf einen Schemel gestellt. Die Kleidung hat den Charak-

ter einer Livree. Das aufgeschlagene Buch auf dem Tisch dürfte ein bürgerliches Accessoire sein.

Die Familie zog im Jahr 1873 von Büdesheim nach Bingen in ein Haus beim Nahekai. George mochte dieses Haus gerne, in das er bis in sein letztes Lebensjahr immer wieder zurückkehrte. Die Dachkammer und das Gartenhäuschen nutzte er als Refugium für seine Lektüren, später konnte er sich ein Zimmer nach eigenen Vorstellungen einrichten, in dem er gerne seine Freunde empfing. Von 1876 bis 1882 besuchte George die Binger Realschule. Für Fremdsprachen zeigte er von Beginn an eine besondere Empfänglichkeit. Dabei profitierte er von dem vertrauten Verhältnis zu einer älteren ledigen Frau, die immer Zeit für ihn hatte und ihm auch solche Fragen beantwortete, die er Zuhause nicht zu stellen wagte. Diese Person – deren Namen man nicht kennt – beherrschte Französisch, Englisch und Italienisch. Bei ihr fiel ihm die erste italienische Sprachlehre in die Hände (vgl. SL 79).

Die schulischen Leistungen Georges waren unauffällig, nur im Turnen weisen die erhaltenen Censurscheine ein konstantes ‚Ungenügend‘ aus. Diese Note bekam er auch in ‚Gesang‘, von dem er nach dem Übertritt ins Darmstädter Ludwig-Georgs-Gymnasium dispensiert wurde. Selbst im ‚Schreiben‘ und in ‚Naturgeschichte‘ traf ihn im Herbstzeugnis 1880 dasselbe Urteil, was insofern erstaunt, als George ob der in seinem Werk vorkommenden Pflanzennamen als genauer Kenner der mittelrheinischen Flora gilt. Ein aus dem Jahr 1882 stammendes Herbarium beginnt sogar mit einer Art botanischer Topographie, wo der Vierzehnjährige neben Flur- und Ortsnamen die getrockneten Pflanzen eingeklebt hat. Von einer umfassenden Einführung in die Pflanzen der Heimat zeugt auch der autobiographisch gefärbte Text *Kindlicher Kalender* aus Georges Prosaband *Tage und Taten*, der berichtet, dass die Mutter ihn und die Geschwister „die namen und die kräfte der blumen und kräuter“ (SW XVII, 14) lehrte. Dieser Text liefert einen Eindruck von der Atmosphäre des Lebens in Bingen, das während Georges Kindheit noch ganz im Zeichen des Kirchenjahres stand. Dessen Rhythmus wird mit dem Kreislauf der Natur und mit den eigenen und zugleich kollektiven Gewohnheiten synchronisiert, die nach profanen und sakralen unterschieden sind. Die profanen Aktivitäten bestehen aus Schlittenfahren, der Teilnahme am Fasching, dem Anfertigen von Flöten und Pfeifen, den sommerlichen „abendmahlzeiten im tannrund“, der Mutprobe, beim Johannisfeuer „unsre nackten arme in die freie züngelnde flamme zu schnellen“, und daraus, während der Erntezeit „kränze von kornblumen“ zu flechten. Die sakralen Tätigkeiten setzen sich aus dem Empfang des Aschenkreuzes, dem Schmücken des Marienaltars im Mai, der Teilnahme an der Fronleichnamsprozession, dem Johannis-

fest, der Prozession zur Rochuskapelle und den Frühmetten in der Adventszeit zusammen.

Von Beginn an ist Georges Dichtung gesättigt von der ästhetischen Bildkraft und der rituellen Form der katholischen Liturgie. Nicht zufällig heißen seine ersten beiden Gedichtbände *Hymnen* und *Pilgerfahrten* und wird ein programmatisches Gedicht mit dem Titel *Weihe* sein Werk 1890 eröffnen. Als Reminiszenz an eine konkrete eigene Erfahrung kann das erste Gedicht der *Verjährtten Fahrten* aus den *Pilgerfahrten* angesehen werden, das wohl eine Wallfahrt zum Gnadenort Walldürn im Odenwald erinnert. Neben der starken Präsenz der katholischen Religion, die dem Leben eine spirituelle Form gab, gehörte für George aber auch die ganz praktische Sphäre von Ackerbau, Viehzucht und Weinanbau zu seinen Alltagserfahrungen. Durch die Nähe zu landwirtschaftlichen und handwerklichen Tätigkeiten bewahrte sich George immer eine besondere Sympathie für Bauern und alle mit den Händen Tätigen. Es wäre zwar verfehlt, George als eine Art Heimwerker zu bezeichnen, aber er verfügte über allerlei praktische Fertigkeiten und wusste etwa, ein Weinfass fachgerecht anzuzapfen. Die Bekanntschaft mit der bürgerlichen Sphäre vermittelte ihm von Beginn an auch eine gewisse Erfahrung mit jüdischen Mitbürgern. So konnte er beobachten, wie die Bauern auf dem Bingerer Viehmarkt auf die Vermittlung des sogenannten ‚Vieh-Juden‘ angewiesen waren. Ohne diesen Herrn Hirsch war offenbar kein Geschäft zu machen. Die Bauern warteten geduldig auf sein Eintreffen und wickelten dann mit seiner Hilfe zu allgemeiner Zufriedenheit ihre Käufe und Verkäufe ab. Für George war es eine lehrreiche Beobachtung, die in ihm die Überzeugung verankerte, dass Juden die idealen Vermittler seien, eine soziale Eigenschaft, von der er als angehender Dichter nachhaltig profitieren würde.

Gleich zu Beginn von Georges Schulbesuch dürfte es zu einer seelischen Verletzung durch eine Klassenkameradin gekommen sein, die sich ihm offenbar tief einprägte, denn er erzählte sie noch im Jahre 1929. Er hatte das Mädchen über ein erlittenes Missgeschick ins Vertrauen gezogen und von ihr Stillschweigen zugesichert bekommen. Dann jedoch musste er erleben, wie sie ihr Versprechen brach und der Lehrerin alles haarklein erzählte. Gegenüber Edith Landmann, die diese Erinnerung überliefert, kommentierte er das mit den Worten: „Da wusst ich genug. Sie musste, es war nicht aus Schlechtigkeit, aber sie wäre geplatzt.“ (EL 194) Es mag sein, dass diese frühe Erfahrung eines Vertrauensbruchs Georges spätere latente Misogynie genährt hat.

Eine früh erkennbare Neigung zu einer herrscherlichen Geste bezeugt der Schulkamerad Julius Simon, der davon berichtet, dass George und er sich etwa im Alter von neun Jahren ein Fantasiereich ausgedacht hatten, in dem

der eine König und der andere den Minister spielte. Julius Simon erinnerte sich: „Jeden Nachmittag nach der Schulzeit eilte ich zu Stefan und wir fantasierten reichlich in seiner räumlich großen Giebelstube. Als ich nach etwa 4 Wochen, unserer Abrede entsprechend, die Königswürde selbst übernehmen wollte und Stefan zum Ministersessel heruntersteigen sollte, lehnte er dies ab: er wollte auf seinen Königssessel nicht verzichten.“ (RB II, 201) In dem 1895 erschienenen Gedichtband *Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten* findet sich im dritten Teil das Gedicht *Kindliches Königtum*, das dieses Spiel in eine Naturkulisse verlegt.

Du warst erkoren schon als du zum throne  
In deiner väterlichen gärten kies  
Nach edlen steinen suchtest und zur krone  
In deren glanz dein haupt sich glücklich pries.

Du schufest fernab in den niederungen  
Im rätsel dichter büsche deinen staat ·  
In ihrem düster ward dir vorgesungen  
Die lust an fremder pracht und ferner tat.

Genossen die dein blick für dich entflamte  
Bedachtest du mit sold und länderei ·  
Sie glaubten deinen plänen · deinem amte  
Und dass es süß für dich zu sterben sei.

Es waren nächte deiner schönsten wonnen  
Wenn all dein volk um dich gekniet im rund  
Im saale voll von zweigen farben sonnen  
Der wunder horchte wie sie dir nur kund.

Das weisse banner über dir sich spannte  
Und blaue wolke stieg vom erzgestell  
Um deine wange die vom stolze brannte  
Um deine stirne streng und himmelhell.

(SW III, 76)

Interessant ist, dass in diesem frühen Gedicht bereits das Wort ‚staat‘ für das selbst geschaffene Fantasiereich verwendet wird. Es weist weit voraus auf Georges Projekt, eine Art Dichter-Staat zu installieren, der mit dem Anspruch einer kulturellen Erneuerung Deutschlands auftrat.

George galt bald schon bei seinen Mitschülern als Sonderling und wurde wegen seines häufig versonnenen Blicks allgemein als ‚Sternengucker‘ bezeichnet. Er stach unter seinen Klassenkameraden sowohl äußerlich als auch durch seine Sprache und sein Verhalten heraus. Sein zeitweiliger Schulkamerad Georg Fuchs berichtet etwa:

Schauplatz: ein Klassenzimmer im Darmstädter Gymnasium. – Zeit: der erste Tag des neuen Schuljahres 1884. – Die aus Untersekunda in die Obersekunda Versetzten beäugten kritisch etliche ‚Neue‘, die aus kleineren Unterrichtsanstalten der Umgegend gekommen sind [...]. Einer unter ihnen fällt auf: es müsse ein Ausländer sein, meinen manche, weil er so gar nicht aussehe wie die anderen. [...] Niemand in der Klasse wollte etwas mit ihm zu tun haben; aber auch er mit niemand aus der Klasse. Im Hofe stand er meistens vereinsamt an der Mauer, blaß, fröstelnd, mit verschränkten Armen, über die lärmende Menge hinweg ins Unnenbare starrend, stets mit einem so scharfen, hochmütigen Zug um den schmalen, herben Mund, daß mancher dreiste Bengel es sich nicht verkneifen konnte, ihn als einen ‚eingebildeten Tropf‘ zu hänseln. ‚Sunt pueri pueri ...‘ zitierte er in solchem Falle, oder er nahm meinen Arm und wandelte, ohne weiter Notiz davon zu nehmen, durch das Schulhofgewühl. Außer mir traten nur noch drei oder vier Mitschüler zu ihm in ein näheres Verhältnis; aber nicht aus eigenem Antrieb, sondern – und das ist ebenfalls für sein ganzes Leben und Wirken kennzeichnend – weil er sie sich aussuchte und willensmächtig an sich heranzog. [...] Außer den in der Schule gelehrtten Sprachen las, verstand und sprach er später auch noch Italienisch, Spanisch, Holländisch, und als die Ibsen-Bewegung in der deutschen Jugend anfang zu rumoren, überraschte er mich eines Tages mit Übersetzungsproben aus den älteren nordischen Tragödien Ibsens.<sup>1</sup>

Der Bericht von Georg Fuchs enthält einige treffende Beobachtungen: den Impuls zur Kreisbildung, die selbstgewählte Isolation beziehungsweise radikale Abwendung von der Menge, das Interesse an anderen Sprachen und Literaturen. Mit der Schaffung einer eigenen autonomen Sphäre war beim jungen George der Impuls zur schöpferischen Erfindung einer eigenen Sprache unmittelbar verbunden. Es ist interessant zu beobachten, dass Stefan Georges später sogenannte ‚Erneuerung der deutschen Dichtersprache‘ nicht erst aus der bewussten Auseinandersetzung mit einem als unpoetisch empfundenen herrschenden Literaturocode resultierte, sondern ihre Wurzeln bis in seine Kindheit zurückreichen. Dabei richtete sich der Ausdruckswille zunächst noch nicht auf das Deutsche, sondern schuf sich eine eigene künst-

liche Sprache, die an die Stelle der Alltagskommunikation trat. Die ersten Spuren dieses Versuchs, eine künstliche Sprache zu erfinden, reichen bis in das Alter von acht oder neun Jahren zurück. Von dieser ersten künstlichen Sprache ist außer drei Worten (Vgl. RB II, 19) nichts weiter überliefert, als dass sie von George ‚Imri‘ genannt und in einem Fantasiereich namens ‚Amhara‘ gesprochen wurde. Laut den Erinnerungen von Carl August Klein handelte es sich um „eine seltsame, dem Nichteingeweihten völlig unverständliche Geheimsprache“, die „nach einem höchst sinnreichen System“ (CAK 8) erdacht worden war. Bemerkenswert ist, dass Amhara, der mittlere Landesteil Abessiniens, in Georges Geburtsjahr 1868 ein wenn auch kurzlebiges Königreich wurde, in dem die Amharen lebten und Amharisch gesprochen wurde. Da George eigener Aussage nach bereits ab seinem sechsten Lebensjahr Verse verfasste und „ganz früh – acht-, neunjährig – Gefühl für die Süßigkeit der Sprache bekommen“ (KB 13) habe, wäre es denkbar, dass er bereits in der Kunstsprache ‚Imri‘ Gedichte geschrieben hat. Jedenfalls handelte es sich bei Georges Geheimsprache schon damals nicht primär um ein bloßes Spiel mit der Sprache, das keinen anderen Zweck als den einer bloßen Informationsverschlüsselung gehabt hätte. In einem Gedicht aus dem Zyklus *Überschriften und Widmungen* in dem 1897 erschienenen Jahr der Seele hat George wohl selbst die Richtung angegeben, in der die Bedeutung seiner Geheimsprache auf dieser frühesten Stufe zu suchen ist. Es heißt da:

Schon als die ersten kühnen wünsche kamen  
 In einem seltnen reiche ernst und einsam  
 Erfand er für die dinge eigne namen –

[...]

An deren kraft und klang er sich ergetzte ·  
 Sie waren wenn er sich im höchsten schwunge  
 Der welt entfliehend unter träume setzte  
 Des tempels saitenspiel und heilge zunge.

Nur sie – und nicht der sanften lehre lallen ·  
 Das mütterliche – hat er sich erlesen  
 Als er im rausch von mai und nachtigallen  
 Sann über erster sehnsucht fabelwesen ·

(SW IV, 51)

Zwei Aspekte scheint George hier im dichterischen Rückblick hervorzuheben. Einmal führt die Schaffung der künstlichen Sprache zu einer Loslö-

sung von der vertrauten Umwelt. Sie korrespondiert der Weltflucht und der selbstgewählten Isolation. Zum anderen wird sie zum Medium einer Neuschöpfung der Welt oder genauer gesagt: zum Mittel der Schöpfung einer neuen Welt. Diese Macht des Sprachschöpfers weist ihm in seiner künstlichen Welt zugleich den Platz des göttlich Sanktionierten – „heilge zunge“ –, die Rolle einer Art Herrscherpriester oder Priesterherrscher zu. Für dieses Selbstverständnis und für die magische Gewalt der Sprache ist eine weitere Erinnerung von Georg Fuchs signifikant, die möglicherweise ausgeschmückt ist, aber im Kern etwas Authentisches überliefern dürfte:

Ich erinnere mich heute noch der äußeren Umstände, unter denen er mich gewissermaßen in sein Weihebündnis aufnahm. Der Unterricht hatte infolge Erkrankung eines Lehrers eine Stunde früher geendet als sonst, und wir dehnten unseren gemeinschaftlichen Heimweg bis in die schon ländlichen Vorstadtgasen aus. An der offenstehenden Tür einer Kegelbahn, bei einer Gartenwirtschaft, blieb George plötzlich stehen und sagte: ‚Also nimm an, das hier wäre das Heiligtum, von dem wir gesprochen haben. Wenn du das ernsthaft glauben kannst, wenn du mit so viel Glaubenskraft begabt bist, dann ist es wirklich das Heiligtum. Hast du den Mut, mit mir hineinzugehen und den Mächten standzuhalten, die ich beschwören werde?‘ – Erst mußte ich lachen. Als ich aber sein unheimlich strenges Gesicht ansah, verging mir das Lachen und ich erwiderte, nachdem nun doch schon einmal mein ‚Mut‘ herausgefordert und damit meine Knaben-ehre ins Feuer gekommen war, daß ich zu allem bereit sei. [...] Er murmelte [...], während wir unter fortgesetzten Verbeugungen und rhythmisch eingeschalteten Kniefällen in der sandigen Bahn neben dem Kegelbord nach der Platte wandelten, auf der man die Kegel aufsetzt, Sprüche in seinem Sakraldeutsch; denn als solches wollte er seine Geheimsprache eigentlich aufgefaßt wissen. In der Mitte der Bahn angelangt, mußte ich mein Gesicht mit meinem über den Kopf gezogenen Lodencape verhüllen und ihm blindlings folgen, bis er mir Halt gebot. Wo sonst beim Kegelspiel der König steht, errichtete er aus unseren aufeinander gelegten Schulmappen eine Art von ‚Altar‘, umkreiste mich mit einem liturgisch klingenden nasalen Singsang, und endlich fühlte ich, wie er, eine gewisse Formel dreimal wiederholend, etwas Sand auf mich rieseln ließ – ‚Deutsche Heimaterde‘, wie er mir es später erklärte. – Nun wurde die Hülle weggenommen, und ich muß verwunderte Augen gemacht haben, daß die Kegelbahn sich nicht tatsächlich inzwischen in einen Einweihungstempel gewandelt hatte. – Das Weitere ist meinem Gedächtnisse entfallen; nur das weiß ich noch, daß er sagte: wenn ‚die anderen‘, das heißt die Mitschüler, das mitangesehen hätten, würden sie uns nicht schlecht ausspotten. Aber das verstärke nur die ma-

gisch weihende Kraft des Ritus; es käme nur darauf an, was man den äußeren Handlungen für einen inneren Sinn abgewinnen könne, dann möchte wohl auch das lächerlich Scheinende ungeahnte Bedeutung erlangen. Wenn ich katholisch wäre, würde ich das eher verstehen; im rationalistischeren Protestantismus habe man leider die magischen Weihebräuche allzusehr zugunsten der mehr verstandesmäßig wirkenden Predigt außer Übung kommen lassen.<sup>2</sup>

Bei allem Forcierten dieser Anekdote gilt es doch festzuhalten, dass sich bei George bereits hier ein magisches Sprachverständnis und ein entschiedener Wille zur kultischen Überschreitung der profanen Welt manifestieren. Das Medium, das den Zugang zu dieser Sphäre öffnet, ist die selbst geschaffene ‚Sakralsprache‘, von der das zitierte Gedicht und Fuchs gleichermaßen sprechen.

Wichtig für den Antrieb zu diesem Schöpfungswerk ist die im Gedicht angesprochene „sehnsucht“. Dieser Begriff weist voraus auf eine Formulierung in Georges Lobrede auf Stéphane Mallarmé, die erstmals im August 1893 in Georges Zeitschrift *Blätter für die Kunst* erschien und 1903 in *Tage und Taten* aufgenommen wurde. George schreibt dort mit Blick auf „jene sinnlosen sprüche und beschwörungen die von unbezweifelter heilkraft im volke sich erhalten“ und „die schwergeborenen verse“ in den *Dionysiaka* des spätantiken Nonnos Panopolita: „Jeden wahren künstler hat einmal die sehnsucht befallen in einer sprache sich auszudrücken deren die unheilige menge sich nie bedienen würde oder seine worte so zu stellen dass nur der eingeweihte ihre hehre bestimmung erkenne..“ (SW XVII, 46f.)

Ganz dieser Sehnsucht gemäß unternahm es George bereits während seiner Binger Realschulzeit, als er Latein, Griechisch, Hebräisch und Italienisch zu lernen begann, wohl um 1880/81 eine zweite künstliche Sprache zu erfinden. Von dieser Sprache haben sich in Georges dichterischem Werk die zwei Verse erhalten, die am Ende des 1904 veröffentlichten Gedichts *Ursprünge* stehen und bis heute zu interpretatorischen Spekulationen herausfordern. George evoziert an dieser Stelle eine Szenerie, die an das eben zitierte Gedicht aus dem *Jahr der Seele* erinnert und in der letzten Strophe wiederum die Elemente der Weltabgeschiedenheit, der Herrschaft in einem eigenen Kosmos und der weihevollen Kunstübung versammelt.

Doch an dem flusse im schilfpalaste  
 Trieb uns der wollust erhabenster schwall:  
 In einem sange den keiner erfasste  
 Waren wir heischer und herrscher vom All.

Süss und befeuernd wie Attikas choros

Über die hügel und inseln klang:

CO BESOSO PASOJE PTOROS

CO ES ON HAMA PASOJE BOÄN.

(SW VI/VII, 117)

Das Wortmaterial besitzt gewisse Ähnlichkeiten mit dem Griechischen und Spanischen. Diese zweite Geheimsprache wurde von George offensichtlich sein ganzes Leben hindurch benutzt. Ernst Morwitz berichtet jedenfalls im Zusammenhang seiner Kommentierung der *Ursprünge* Folgendes:

Wie geheim der Dichter diese Sprache, in der er sein Leben lang Notizen niederschrieb, zu halten wünschte, habe ich selbst erfahren, als er mir einmal um 1910 eine solche Notiz zeigte – sie waren oft mit Stecknadeln an die Wand seines Zimmers geheftet – und mich fragte, ob ich ihren Sinn verstünde. Da mir das Geschriebene als dem Griechischen verwandt erschien, versuchte ich von dieser Richtung her den Sinn zu erraten. Was ich hervorbrachte, muss etwas Richtiges enthalten haben, denn zu meinem Vergnügen wurde der Dichter aufgeregt, examinierte mich weiter und gab sich erst zufrieden, als meine Auslegungskunst völlig versagte. Robert Boehringer berichtet, dass sich unter den wenigen Dingen, die der Dichter im Handkoffer bis zu seinem Tod mit sich führte, ein blaues Schulheft in Oktavformat befand, das den ersten Gesang der Odyssee in diese Sprache übersetzt enthalten und die Aufschrift ‚Odysseias I‘ getragen habe. Es entsprach sicherlich dem Wunsch des Dichters, dass die Seiten dieses Heftes nach seinem Tode ungelesen verbrannt und dadurch die beiden letzten Verse der ‚Ursprünge‘ dem Sinn nach undeutbar wurden. Sie waren von vornherein bestimmt, nur als Klang zu wirken. (EM I, 290)

Als George nach seiner im März 1888 abgelegten Reifeprüfung zwei Monate später auf ausgedehnte Reisen durch Europa ging, entwickelte er seine dritte Kunstsprache, die er *lingua romana* nannte. Der Name dürfte sich an die Bezeichnung *lingua franca* anlehnen. So hieß die aus vorwiegend italienischen und arabischen Bestandteilen zusammengewachsene Verkehrssprache des Mittelmeerraums, die sich im Mittelalter herausgebildet hatte. Die Entstehung dieser *lingua romana* scheint mit einer Art Sprachkrise Georges verknüpft gewesen zu sein. In einem Brief an den ehemaligen Schulfreund Arthur Stahl vom 2. Januar 1889 klagt George jedenfalls darüber, dass er schon seit Monaten nichts mehr geschrieben habe, weil er nicht weiß, in welcher Sprache er schreiben soll. Das Deutsche zieht er erst gar nicht in Betracht. Es

heißt in diesem Brief: „Jetzt noch ein geständnis das mir schwer wird niederzuschreiben. Der gedanke, der mich von jugend auf geplagt und heimgesucht hat, der in gewissen perioden sich wieder und wieder aufdrängte hat mich seit kurzem wieder erpackt: Ich meine der gedanke aus klarem romanischem material eine eben so klingende wie leicht verständliche literatur sprache für meinen eigenen bedarf selbst zu verfassen. [...] Ich ahne, diese idee wird entweder bei mir verschwinden oder mich zum märtyrer machen.“ (RB II, 38) Georges Selbstdarstellung lässt keinen Zweifel daran, dass dieser Drang, eine künstliche Sprache zu schaffen, keineswegs aus einem spielerischen Antrieb erfolgte, sondern zwanghafte, quälende Züge hatte. Die Alternative, die er am Ende seines Briefes andeutet, entweder diese Idee zu überwinden oder an ihr zum Märtyrer zu werden, schließt durchaus die Möglichkeit einer katastrophalen Zuspitzung der Krise mit ein. Trotz des Risikos, das der Gebrauch einer künstlichen Sprache in sich birgt, legt der Beginn dieses Briefes an Arthur Stahl bereits Zeugnis von Georges Entscheidung dafür ab. Er ist in der *lingua romana* abgefasst und verrät das Bemühen, aus spanischen, italienischen und französischen Anleihen eine klangvoll tönende Sprache zu destillieren. Die Ähnlichkeiten zum Vokabular der romanischen Sprachen erlaubt es, diese Sätze ohne große Schwierigkeit zu verstehen. Es wäre wohl sogar möglich, diese Kunstsprache Georges grammatisch und lexikalisch zu rekonstruieren, da er 1889 eine Reihe von Gedichten in dieser Kunstsprache verfasste und sie anschließend selbst ins Deutsche übertrug. Einige Proben der ursprünglichen Fassungen in der *lingua romana* bietet der 1927 im Rahmen der *Gesamtausgabe* hinzugefügte Anhang zu dem Gedichtband *Die Fibel*, in dem George 1901 seine frühe Lyrik in Auswahl veröffentlichte.

### Erste Werke:

#### *Die Fibel und Rosen und Disteln*

*Die Fibel* enthält Gedichte aus den Jahren 1886 bis 1889, also noch aus der Gymnasialzeit und dem von langen Reisen ausgefüllten Jahr nach der Ablegung des Abiturs im März 1888. Das Zeugnis der Reife enthielt im Übrigen die Noten ‚gut‘ (Religion, Französisch), ‚im ganzen gut‘ (Deutsch, Geschichte, Geographie) und ‚genügend‘ (Latein, Griechisch, Mathematik, Naturkunde). *Die Fibel* beginnt mit einem gleichnamigen zweiteiligen Zyklus, darauf folgen Übertragungen sowie die Zyklen *Von einer Reise* und *Zeichnungen in Grau und Legenden*. Gewidmet hat er *Die Fibel* seinen Eltern „als schwachen Dankes-Abtrag“, mehrere Gedichte zeichnen das Bild einer idyllischen Kindheit, wie etwa die bewusst naiv gehaltene *Erinnerung*.

Unter der Textsorte ‚Fibel‘ versteht man generell ein einfaches, häufig mit Bildern versehenes Kinderbuch zum Lesen- und Schreibenlernen. George inszeniert die Gattung, indem er sich selbst in einen Schüler im Fach der Dichtung zurückverwandelt. Der Charakter der *Fibel* als eines Übungsbuchs schlägt sich darin nieder, dass George sich hier in der Aneignung gängiger lyrischer Formen erprobt. So findet man Sonette, Balladen und Gedichte im Volkslied- und Gebetston. Außerdem übt der junge Dichter die gängigen metrischen und Strophenformen ein, etwa Ritornelle (SW I, 25, 28), sowie die Anwendung rhetorischer Mittel.

Die ihm wohlgesonnenen Leser bittet George um ein mildes Urteil für die Veröffentlichung dieser „frühen schöpfungen“, die dem Verfasser „nur getrübte freude“ bereiten. Größeres Verständnis setzt er bei den Dichtern voraus, die „in diesen zarten erstlingen [...] die ungestalten puppen aus denen später die falter leuchtender gesänge fliegen“ zu erkennen vermögen.

Hier geht die *captatio benevolentiae* über ihren ursprünglichen Status als Stilfigur hinaus. Selbstbewusst definiert George die *Fibel* als Ort des Begreifens der eigenen Dichtung in ihren Anfängen, die somit einen vorausweisen den Wert enthält. Zudem reflektieren die Gedichte der *Fibel* ihr ‚Nichtgelingen‘ und beklagen ihre Unvollkommenheit. Das lyrische Ich ringt mit dem Zwiespalt zwischen poetisch-enthusiastischer Stimmung und der zähneknirschenden Frustration „ob des eignen unvermögens“ (SW I, 18).

Manchmal durchzuckt es mich wie heller strahl  
 Es treibt mich an zu streben und zu schaffen  
 Dann ängstigt mich der hindernisse zahl  
 Und alle kräfte fühle ich erschlaffen.

(SW I, 18)

Trotz der Ernüchterung bleibt das lyrische Ich immer von seiner dichterischen Entwicklungsfähigkeit überzeugt, wenn es auch den Grund des Scheiterns noch nicht klar benennen kann. Das mythologische Modell der Ikarus-Figur nutzt der Sprecher ebenfalls zu einer appellativen Selbstermutigung: „in wilde meereswogen/Sankst du hinab – nun hilf dir Ikarus!“ (SW I, 41)

Wenn man bedenkt, dass George das Erscheinen der *Fibel* bewusst in die unmittelbare zeitliche Nähe zum *Teppich des Lebens* rücken wollte, ergibt sich zwischen den beiden Eröffnungsgedichten ein aufschlussreicher Bezug. Der Beginn des ersten *Fibel*-Gedichts „Ich wandelte auf öden düstren bahnen“ (SW I, 13) liest sich dann als Parallele zur ersten *Vorspiel*-Zeile „Ich forschte bleichen eifers nach dem horte“ (SW V, 10), insofern beide ein Fehl-

gehen und ein Ungenügen des Sprechers thematisieren. Das Eröffnungsgedicht der *Fibel* ist mit seiner Sonettform und Thematik zugleich ein Echo auf Georges Beschäftigung mit Petrarcas *Canzoniere*, aus dem er Abschriften und Übertragungen angefertigt hat.

Ich wandelte auf öden düstren bahnen  
Und planlos floss dahin mein leben.  
In meinem herzen war kein hohes streben  
Es schien mich nichts an schönheit zu gemahnen.

Da plötzlich sah ich – o wer sollt es ahnen –  
Ein himmelsbild an mir vorüberschweben ..  
In meinem innern fühlte ich ein beben  
Und Liebe pflanzte ihre siegesfahnen.

Ist mir auch täuschung nur und schmerz geblieben  
Und kann ich Dich von glorienschein umwoben  
Anbetend und begeistert still nur lieben:

So muss ich doch das gütige schicksal loben  
Das mich durch Deine hand zur tat getrieben  
Und zu den sternern mich emporgehoben.

(SW I, 13)

Dem Mangel an Sinn für Schönheit, dessen sich das lyrische Ich in der *Fibel* anklagt, wird zwar bereits hier durch das ‚vorüberschwebende Himmelsbild‘ abgeholfen, aber ihre plastische Verkörperung erhält diese Schönheit erst im ersten *Vorspiel*-Gedicht in der Gestalt des Blumen bringenden Engels. So verhält sich dieses zum ersten *Fibel*-Gedicht wie die Vollendung zur Verkündigung. Zudem ist die Erscheinung natürlich auch die Präfiguration der „her-rin“ (SW II, 10) aus dem Gedicht *Weihe* aus den 1890 erschienenen *Hymnen*, mit dem George sein Werk programmatisch begann. Entscheidend ist aber, dass bereits in diesem Gedicht aus der *Fibel*-Stufe die wenn auch nur momenthafte Begegnung mit einer Art Muse dem lyrischen Ich geradezu schockhaft die Liebe zur Schönheit einpflanzt. In ihrem Zeichen wird von nun an sein Leben stehen, sie wird es anbeten, für sie sich begeistern und leiden.

Einen erstaunlich prospektiven Charakter besitzt das erste *Fibel*-Gedicht auch durch seine Schlussverse. Indem sie davon sprechen, dass die erweckte Liebe zur Schönheit das Ich ‚zur Tat treibt‘ und ‚zu den Sternen emporhebt‘,

führt es bereits Schlüsselbegriffe ein, die seit dem *Teppich des Lebens* im gedanklichen und bildsprachlichen Zentrum von Georges Werk stehen werden (und auf die zurückzukommen sein wird). In diesem Zusammenhang mag auf eine weitere Bedeutung des Wortes ‚Fibel‘ hingewiesen werden. Es bezeichnet ja auch die Spange, deren Name sich von dem lateinischen Wort ‚fibula‘ ableitet und die seit der frühen Bronzezeit zum Zusammenhalten eines Kleidungsstücks diente. Dabei verbanden sich ihre praktische und schmückende Funktion. Wie eine solche Fibel hält *Die Fibel* wesentliche Elemente des Georgeschen Werks zusammen.

Unter stilistischem Gesichtspunkt fallen in der *Fibel* Gedichte wie *Der See* und *Gelbe Rose* auf, die in ihrem malerischen Charakter auf symbolistische Techniken vorausweisen. Von dem letzteren existierte zuerst eine Version in Georges Kunstsprache *lingua romana*. Die Übersetzung der in der *lingua romana* geschriebenen Gedichte ins Deutsche und die anderen in der *Fibel* veröffentlichten deutschen Gedichte zeigen indes, dass George in dieser Zeit zwischen dem Kampf um eine poetische Bewältigung des Deutschen und einer Flucht vor den damit verbundenen Schwierigkeiten in eine künstliche Literatursprache hin und her schwankte. Tatsächlich dokumentieren etliche Gedichte der *Fibel*, dass George auf dieser frühen Entwicklungsstufe seines dichterischen Vermögens noch über kein eigenständiges Ausdruckssystem verfügte. Zur Illustration zitiere ich das Gedicht *Die Najade*:

Unter hohen waldesbäumen  
Wo ein klarer quell entspriesst  
Sitzt ein jüngling dem in träumen  
Leicht der tag vorüberfließt.

Da tritt aus dem kühlen bade  
Plötzlich vor der grotte rand  
Lieblich schön die quell-najade  
In hellshimmerndem gewand.

Sie bringt schnell ihn zum erwachen  
Streuet blumen vor ihm hin  
Und mit einem leisen lachen  
Ging sie schnell wie sie erschien.

Er kniet hin mit offenen armen  
Fleht nach ihr von wahn betört

Doch die nixe ohn erbarmen  
Nicht auf seine stimme hört.

Nur das wasser schien zu lauschen  
Auf die bitten die er sprach  
Und aus seinem wellenrauschen  
Klang ein leises kichern nach.

Oft noch wandelt er zur quelle  
Manchmal noch sah er sein glück  
Doch ein bild der flüchtigen welle  
Wich es eilig stets zurück.

Da erfasst ihn ungemessen  
Wilder schmerz .. er härmt sich ab  
Nimmer kann er sie vergessen  
Und der quell ward ihm zum grab.

(SW I, 14)

Das Gedicht ahmt noch sowohl in der Motivik, in der Wortwahl wie auch im leicht balladesken Tonfall sichtlich romantische Muster nach. Freilich weist es mit seinem Bild von den hingeschütteten Blumen auch bereits auf ein stehendes Motiv in Georges Lyrik voraus, das in bekannten Gedichten aus *Algal*, aus dem *Jahr der Seele* oder dem *Teppich des Lebens* wiederkehren wird.

Das Gedicht *Die Najade* führt noch einmal in Georges Schulzeit zurück. Es gehört nämlich zu der Gruppe von Texten, die George in der von ihm herausgegebenen Schülerzeitschrift mit dem schönen Namen *Rosen und Disteln* veröffentlicht hatte. Carl Rouge, ein Schulkamerad, berichtet, dass George – trotz seiner Außenseiterstellung – sehr bald bemüht war, eine eigene Gemeinschaft um sich zu sammeln, da er „als eine ausgesprochene Fühernatur [...] nur als Haupt einer von ihm selbst geschaffenen Vereinigung zu denken war.“<sup>43</sup> Bei den Zusammenkünften dieses Kreises wurden selbstverfasste Werke vorgetragen, so dass bald die Idee entstand, diese literarische Aktivität nach außen hin sichtbar zu machen. Die Schüler stellten die eigenen Produkte zu einem in Handschrift vervielfältigten Heft mit dem Titel *Rosen und Disteln. Illustrierte Zeitschrift* zusammen, deren erste Nummer das Datum 20. Juni 1887 trägt. Georges Beiträge sind mit dem Pseudonym Ed. Delorme gezeichnet. Mit dem anonymen programmatischen Einleitungs-gedicht *Rosen und Disteln (an unsre Mitarbeiter)* wird die für jeden zweiten

Montag vorgesehene Zeitschrift eröffnet. Offenbar ist es jedoch bei dieser einen Nummer geblieben.

Mit dem Zusatz „an unsre Mitarbeiter“ spricht das Titelgedicht nicht ein rezeptives Publikum an, sondern zielt – wie später auch Georges Zeitschrift *Blätter für die Kunst* – vor allem auf den Kreis ihrer Beiträger und reklamiert so einen exklusiven Charakter. Die drei Strophen des Gedichts umreißen Zweck und Grundlage des Blattes. Man will der „Dichtung erste ‚Rosen‘“ sammeln und gegen „alles Thörichte“ die Disteln des „Witzes und des Spottes“ richten. Die letzte Strophe enthält ein jugendlich-idealistisches Bekenntnis zu einem dauernden „Freundschaftsband“, in dem man auch die Voraussetzung für die gemeinsame Arbeit an der Zeitschrift sieht. In dem auf der zweiten Seite folgenden Vorwort *An die Leser* wird das Programm genauer gefasst. Da der Verfasser dieses mit ‚Die Redaktion‘ gezeichneten Vorworts mit aller Wahrscheinlichkeit George gewesen ist, will ich den ersten ‚dichtungstheoretischen‘ Abschnitt dieses Textes zitieren: „Die Zeitschrift, die mit dem heutigen Tage ins Leben tritt, spricht ihren Zweck in ihrem Titel aus. Artikel religiösen und politischen Inhalts streng ausscheidend, wird sie in Form von Romanen, Novellen, Aufsätzen (verschiedenen Inhalts) epischen lyrischen und dramatischen Gedichten ihre Leser zu unterhalten und zu belehren suchen. Um auch dem Geschmack an Witz und Humor Rechnung zu tragen, werden wir in einem besonderen Teil Anekdoten und illustrierte Witze veröffentlichen.“ Man merkt der Formulierung des letzten Satzes an, dass der Verfasser hier eher einer typischen Erwartungshaltung gegenüber einer Schülerzeitschrift Konzessionen macht, als aus eigener Überzeugung spricht. Allerdings hat George Edith Landmann gegenüber geäußert, „seine ersten Schriften seien satirisch gewesen“ (EL 48). Satirische Tendenzen unterscheiden die *Rosen und Disteln* also noch nicht von anderen Schülerzeitschriften. Die Reserve gegenüber gesellschaftspolitischen Themen ist vermutlich vom Rechtsstatus damaliger Schülerzeitschriften mitbedingt. Jedenfalls wäre es spekulativ, hierin schon eine Vorwegnahme des poetologischen Selbstverständnisses zu sehen, dem George bei den Symbolisten in Paris begegnete und das sich dann in den Merksprüchen der *Blätter für die Kunst* findet. *Rosen und Disteln* bildet zu dieser Zeitschrift aber sicher strukturell und organisatorisch eine Vorstufe. Mit der Schülerzeitschrift macht sich Georges Streben nach einem literarischen Organ, durch das sich das künstlerische Engagement eines Freundeskreises aussprechen kann, erstmals geltend.

Im Zeitraum zwischen dem Erscheinen von *Rosen und Disteln* und der Gründung der *Blätter für die Kunst* trägt sich George ständig mit Zeitschriftenplänen und Ideen zur Organisierung eines Kreises von Freunden oder zu-

mindest künstlerisch gleichgesinnten Menschen, die seine literarischen Vorhaben stützen könnten. Es ist höchst interessant, dass George unmittelbar nach dem Experiment mit den *Rosen und Disteln* – wahrscheinlich in den Sommerferien seines letzten Schuljahres – den Versuch unternommen zu haben scheint, den lockeren Beiträgerkreis der Zeitschrift in einen „Jugendbund“ zu überführen. Jedenfalls kommt George auf dieses Vorhaben in einem Brief an Arthur Stahl vom 16. Juli 1888 zu sprechen, wo es heißt: „Es fällt mir grade ein, dass es jetzt ein Jahr ist, da ich meine agitationsreise durch das grossherzogtum machte, und dass der projektierte Jugendbund ‚in die brüche id est teilweise in die brüche‘ ging.“<sup>4</sup> Georges Schulabschluss im März 1888 bedeutete daher zunächst kein Ende des Kreises der Mitarbeiter an *Rosen und Disteln*. Schon Ostern lud er zu einem ‚Dichtercongress‘ nach Bingen ein. Carl Rouge lieferte in einem Brief an Arthur Stahl eine lebendige Schilderung des ‚Dichtercongresses‘, der Anfang April in Bingen stattgefunden hatte. „Die sprühenden Funken des Witzes flogen vereint mit ästhetischen u. philosophischen Bonmots durch die mit Hieroglyphen bedeckte Bude. Damals schüttelten wir philosophische Ideen aus dem Ärmel, u. Kunst und Leben zogen vereint durch den – im eigentlichen Sinne des Wortes – espritvollen Raum. Damals gründete sich eigentlich unsere Freundschaft, denn damals brachte jeder seine ganzen Geistesschätze ans Licht, u. man erkannte, was man sich sein konnte. Dieser Jahrestag unserer Verbrüderung wird hoffentlich auch in Zukunft wieder einmal uns vereint sehen.“<sup>5</sup>

Rouge spricht in diesem Brief von drei anwesenden ‚Dichtern‘, es ist denkbar, dass der dritte der Mitschüler Georg Böttcher war, der unter dem Pseudonym G. Tonnelier als einziger neben George, Rouge und Stahl zu *Rosen und Disteln* beigetragen hatte. Eigentlich hatte auch Arthur Stahl teilnehmen sollen, er entzog sich der Einladung aber, da er sofort nach dem Abitur seinen Militärdienst in Gießen angetreten hatte. George war ziemlich verschnupft ob dieser Absage, zumal er Stahl gerade erst durch die Zusendung einer Fotografie von sich quasi gelockt hatte. Das Versenden oder die Übergabe einer Fotografie, die ihn selbst zeigte, praktizierte George von Anfang an als Akt der Auszeichnung, der den Empfänger ihm auf besondere Weise verbunden machen sollte. Das zeigt, welch hohen Stellenwert George von Beginn an der Fotografie beimaß und wie sehr er von ihrer symbolischen Wirkkraft überzeugt war. Denn natürlich sollte der Empfänger die Fotografie mit seinem Konterfei nicht in ein Fotoalbum einkleben oder gar in einer Schublade verwahren. Georges Erwartung war es vielmehr, dass sie an sichtbarer Stelle auf dem Schreibtisch oder an einer Wand des Arbeitszimmers platziert würde. Darin sollte sich die persönliche Verbundenheit manifestieren,

nicht im Sinne einer ‚Big Brother‘-Dauerpräsenz, sondern als Zeichen von Freundschaft und treuem Gedenken. Georges Wut darüber, dass Stahl trotz dieser Ehre nicht nach Bingen zum ‚Dichtercongress‘ kam, entlud sich in einem dreiseitigen auf Latein abgefassten Brief unter dem Datum ‚25 ad diem essendi congressi‘.

In London und einige Monate später war der Zorn wieder verfliegen, und außerdem konnte George auf Stahls weitere Bereitschaft zur Mitwirkung an gemeinsamen dichterischen Aktivitäten nicht verzichten, solange sich keine Alternativen auftaten. So teilte er ihm in dem Brief vom Juli aus London mit, dass er für Herbst eine weitere Zusammenkunft plane, auf der inzwischen entstandene eigene Dichtungen zur Begutachtung vorgelegt werden sollten. Dieser Plan zerschlug sich aber.

### **Reisen durch Europa I: London und der ‚mappe‘-Plan**

Bald nach Mitte April 1888 brach Stefan George zu seiner ersten längeren Reise auf, die ihn nach London führte. Er blieb dort bis Anfang Oktober. Der äußerliche Zweck bestand darin, die Zeit bis zur Aufnahme eines Studiums für die Optimierung seiner Fremdsprachenkenntnisse zu nutzen. Das Englische beherrschte George deutlich weniger gut als das Französische. Hinzu kam indes der massive Drang, der erstickenden Atmosphäre in Deutschland zu enttrinnen. Aus dem Jahr 1911 überliefert der spätere Romanist Ernst Robert Curtius Georges Worte: „In Deutschland wars damals nicht auszuhalten; denken Sie an Nietzsche! Ich hätte eine Bombe geworfen, wenn man mich hier festgehalten hätte; oder ich wäre wie Nietzsche zugrundegegangen.“<sup>6</sup>

George stieg in einer Privatpension im nördlichen Stadtteil Stoke ab und fand warme Aufnahme bei seiner landlady Caroline Mess, die ihm zum zwanzigsten Geburtstag eine Dickens-Ausgabe schenkte. Noch nach seiner Rückkehr schickte sie ihm einen Gruß nach Bingen, in dem es hieß: „we have never had a more quiet and in every respect more gentlemanly behaved boarder than you.“ (RB II, 273) George absolvierte in London das übliche Besichtigungsprogramm. Im Mai schrieb er an Stahl: „Ich habe all die hauptsachen Westminster Abbey St Pauls Cathedral National gallery gesehen und bewundert. [...] Alles eminent grossartig superbe magnifique.“<sup>7</sup> Was die Menschen angeht, richtete sich seine Aufmerksamkeit vor allem auf das weibliche Geschlecht. Der Brief geht weiter: „Kürzlich war ich auch im Hydepark. Ui was ladies zu fuss zu wagen zu ross. Von jetzt ab lass ich auf die englischen ladies nichts mehr kommen. Übrigens werden sie mir hier in der Fa-